

# Rechtsgeschichte

[www.rg.mpg.de](http://www.rg.mpg.de)

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg2>  
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 2 (2003)  
<http://dx.doi.org/10.12946/rg02/142-150>

Rg **2** 2003 142 – 150

**Dieter Simon**

## Walter Wilhelm (1928–2002) Eine Erinnerung

## Walter Wilhelm (1928–2002) Eine Erinnerung

Ein beunruhigendes Gefühl, ausgelöst durch die knappe Mitteilung auf dem Anrufbeantworter: Walter Wilhelm ist gestorben. Das Gefühl, dass es mir zukomme, über diesen Toten einen Text zu schreiben. Weil anders wahrscheinlich niemand über ihn schreiben würde. Was freilich gleichgültig ist, wegen der Kraftlosigkeit von Geschriebenem, das sich einer Person zu bemächtigen sucht, und angesichts der Flüchtigkeit von Texten im Gedächtnis. Wozu also schreiben – zumal Walter Wilhelm ein emphatischer Gegner akademischer Nachrufe war, grimmiger Verächter sentimental verkürzter Lügengeschichten und ins Grab geschleuderter professoraler Hochrufe, die dem einsamen Leben nicht gegönnt waren? Aber manche Worte lassen sich nicht auf Dauer bändigen, bohren sich hartnäckig in die Geschäfte des Tages, winken und starren abends mit vorwurfsvollen Augen auf eine beginnende Bequemlichkeit. Man muss ihnen nachgeben und hoffen, dass sie einen nicht unversehens im Stich lassen.

Mitte der 70er Jahre war ich manchmal bei Walter Wilhelm zu Gast. Wir hatten uns bald nach meinem Dienstantritt als Professor an der Universität Frankfurt im Jahre 1968 kennen gelernt. Helmut Coing, der meine Berufung an die juristische Fakultät betrieben hatte, hat uns miteinander bekannt gemacht. Wilhelm war damals so etwas wie sein Oberassistent am erst wenige Jahre zuvor in der Mainmetropole gegründeten Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte. Eine imposante, hochgewachsene Erscheinung, sportlich elegant, mäßig gebräunt, mit leicht spöttischem blauen Blick und ziemlich blonden Haaren. Wir waren einander sympathisch, duzten uns bald und bezeichneten uns schließlich wechselseitig als Freunde.

Ich war in vielerlei Hinsicht gefesselt von Walter Wilhelm und voller Begeisterung für meinen neuen Freund. Denn er war nicht nur ein ungewöhnlich kluger, umfassend gebildeter, fachlich übertragender und treffsicher witziger Gesprächspartner. Er sprach fließend ein elegantes Französisch, aber Italienisch und Englisch standen nicht weit zurück. Nicht zuletzt war er ein beneidenswert gut aussehender Mann, soweit überhaupt ein anderer Mann in der Lage ist, hierüber zu befinden. Immerhin gab es das einigermaßen

belastbare Indiz, dass sein Auftreten in der Öffentlichkeit oder in Gesellschaft die vorhandenen Männer in den Augen der anwesenden Frauen unübersehbar und schlagartig marginalisierte. Ein Umstand, der ihm allerdings nicht besonders aufzufallen schien und der ihm offensichtlich nichts bedeutete.

Nach dem Scheitern seiner kurzen Ehe spielten Frauen in seinem Leben keine wahrnehmbare Rolle mehr. »Mein Herz ist kalt«, hörte ich ihn sagen, als in kleiner Runde Seligkeit und Bitterkeit beim Duell mit Eros in Rede standen. Er hatte sich bei einer alten Dame, bei der er abends nicht selten aß, eingemietet – in ein ruhig gelegenes, kleines Apartment in der Nähe des Frankfurter Grüneburgparks, wo er bis zu seinem Tod allein wohnte.

Wenn er mich bewirtete, servierte er stets Käse und Rotwein. Beides aus Frankreich, vom frankophilen Gastgeber mit größter Sorgfalt ausgesucht. Der Käse, in hauchfein angefeuchtete Tücher eingehüllt, aus denen er zärtlich entnommen und auf helles Eichenholz gesetzt wurde, der Rotwein, schon Stunden vor dem Treffen dekantiert und in geschliffenes Kristall umgefüllt. Der schwere Tisch wurde sparsam gedeckt, um dem Holz Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Kein Tischtuch, rustikale Platzdeckchen, die unendlich akkurat und peinlich genau parallel zu den Linien der Tischkanten gelegt wurden. Wasser, schwarzes Brot, ein wenig Butter, schwere Messer, keine Gabeln. Keinerlei Nachlässigkeit, nichts Äußerliches, aber auch keine Steifheit, sondern lässige Eleganz beim Gastmahl wie bei der Kleidung. Jeder Abend ein stilgerechter Feiertag.

Heute bin ich der vermutlich falschen, aber dennoch festen Überzeugung, dass wir immer nur zwei Themen – in der jedes Mal gleichen Reihenfolge – erörterten, die Rechtsgeschichte und Helmut Coing. Bei der Rechtsgeschichte war ich gleichberechtigter Partner, beim Thema Coing befand ich mich ausschließlich in der Rolle des Zuhörers.

Als Partner erörterten wir in vielen Ansätzen die Lebensfrage der Rechtsgeschichte – ihr Recht und ihren Zweck in der akademischen Lehre. Wir waren uns einig, dass die von den Fachvertretern des römischen Rechts hartnäckig gesungene Melodie vom unvergänglichen propädeutischen Wert ihrer Lehre für das Verständnis des geltenden Privatrechts nicht erst durch massives studentisches Desinteresse als vormoderner Choral erwiesen werden müsse, sondern dass die Rechtsentwicklung selbst die längst fällige Befreiung aus den provinziellen Fesseln der Pandektistik

bewirkt habe. Wir waren überzeugt, dass nur noch eine von der Zivilistik abgekoppelte Rechtsgeschichte als gemeinsame Grundlage für alle Rechtsfächer eine Chance in einem modernisierten juristischen Curriculum haben könne und dass ein entsprechender Erfolg nur vorstellbar sei, wenn es gelänge, die real existierende Rechtsgeschichtslehre mit einer systematischen Reflexion auf die theoretischen und sozialen Prämissen der Rechtsform zu verbinden. Und dass es in der Forschung nicht mehr um die Rekonstruktion alter Dogmatik, sondern nur noch um die Beschreibung der Bedingungen für Dogmatik gehen könne.

Verwirklicht haben wir davon nichts – auch später nicht, als dies nicht lediglich hypothetisch möglich gewesen wäre. Genau besehen haben sich bis heute allenfalls punktuelle Verschiebungen und Änderungen ereignet, aber keine Reformen. Was nicht verwunderlich ist, denn herrschende Lehren werden nicht widerlegt, sondern sterben aus, wie durch Max Planck und Thomas Kuhn zum wissenschaftsgeschichtlichen Allgemeingut wurde.

Mitte der 70er Jahre fanden wir kein Argument gegen dieses Grundgesetz des Wissenschaftsbetriebs. Womit wir zwangsläufig bei Helmut Coing ankamen, dem Lehrer von Walter Wilhelm.

Coing war in seiner Disziplin zweifellos einer der großen Regenten, fast allmächtig im Ancien Régime der Ordinariuniversität. Verfasser bedeutender Lehrbücher, Mitarbeiter an führenden Kommentaren, Gutachter und Politikberater. Ein kühler, souveräner und machtbewusster Herr, der nachdrücklichen Wert auf Distanz legte. Politisch interessiert und ambitioniert. Vorsitzender des Wissenschaftsrates und der Rektorenkonferenz, Gründer und erster Direktor des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte und Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft. Eine weithin bekannte, internationale Figur, und das schon bald nach dem 2. Weltkrieg, in einer Epoche, als für den durchschnittlichen akademischen Juristen die Grenzen seiner Interessen und die Grenzen seines Faches mit den Grenzen seines Heimatlandes zusammenfielen. Kollegial zu den Kollegen, in deren Gesellschaft ihn nichts zog. Erbarmungslos konservativ, unnahbar gegenüber Schülern und Mitarbeitern, die sich, wie es noch im Geist der Zeit lag, in nicht geringer Zahl für den großen Mann opferten, der diese Opfer ungerührt entgegennahm.

Diesem Professor war Walter Wilhelm, man muss es so sagen, in einer heillosen und beklemmenden Weise verfallen. Verfallen in

dem Sinne, dass er diesen Menschen nicht loswerden konnte, ihn mit gleicher Kraft und gleichem Zorn hassen wie lieben musste, nicht in der Lage war, ihn beiseite zu schieben, zu verdrängen und zu vergessen, sondern in immer neuen Wendungen auf ihn zurückkommen musste, mit ihm rechten musste, ihn preisen musste, ihn verwünschen musste, weil er ihm, Walter Wilhelm, der zwar Dankbarkeit erhofft, aber nicht eigentlich verlangt hatte, auch noch die geschuldete Loyalität, wie er glaubte, vorenthielt.

Coing war ein glänzender Redner, referierte beherrscht, elegant und treffsicher über komplexe Probleme; er war ein genialer Vereinfacher, mit sicherem Blick für das Wesentliche. Wilhelm, nicht minder eloquent, rühmte diese Kompetenz und verurteilte sie im selben Atemzug. Weil sie ihm nicht differenziert genug schien, der Blick zu eindimensional, die Sonde nicht tief genug eingeführt und die Sprache am Ende zu simpel. Er selbst band sich zeitlebens voller Inbrunst an Thomas Mann, dessen Sprache ihm unerreichbares Vorbild schien und dessen Lebensthemen auch Motive in Wilhelms Existenz zum Klingen brachten: die im Individuum angelegte, unüberbrückbare, aber auch unverzichtbare Spannung zwischen Kunst und Wissenschaft, die Versuchungen und Abgründe der Homoerotik, der endlose Kampf der Geschlechter. Wilhelms Sprache war von schwer einholbarem Reichtum, ohne Neologismen, aber voller überraschender Wendungen und Fügungen. Auch im Alltag und bei den Trivialitäten des täglichen Betriebs verzichtete er ungern auf den hohen Ton, der ihm gelegentlich in ein den Fremden irritierendes, den Vertrauten amüsierendes zeremonielles Pathos umschlug.

Coing hatte ein stattliches Werk geschaffen. Er war ein Jurist, der nicht nur in der alltäglichen Technik der Dogmatik, sondern auch in der Rechtsvergleichung, der Rechtsgeschichte und dem internationalen Recht zuhause war; der das im engeren Sinne Juridische in Richtung auf Theorie und Philosophie transzendierte. Wilhelm feierte diese Haltung mit grandiosen Worten. Sie hatte ihn als Studenten zu Coing gebracht und sie hatte ihn dauerhaft fasziniert. Zugleich verwarf er aber die Ergebnisse dieses großräumigen Denkens als positivistisch und soziologisch unaufgeklärt, als politisch konservativ und an Positionen fixiert, die das kritische Denken längst geräumt hatte.

Er war unglücklich, als Schüler eines Mannes zu gelten, gelten zu müssen, dem er sich in der Kraft und Fülle der Gedanken und in

der Weite seiner Einsichten mit einigem Recht überlegen glaubte. Dem er klaglos diente, Berichte und Entwürfe schrieb, die der Meister mit freundlicher Zustimmung aus den Händen seines gedankenreichsten und gebildetsten Mitarbeiters nahm und unverändert weitergab und die doch nicht dazu führten, dass Coing ihm das gewährte, was ihm am wichtigsten gewesen wäre: Liebe.

Walter Wilhelm selbst hat lediglich ein einziges schmales Buch verfasst. Eher ein Büchlein. 159 Seiten »Zur juristischen Methodenlehre im 19. Jahrhundert«. Seine Dissertation. Sie ist sein Haupt- und Lebenswerk.

Über Theodor Viehweg sagte einer seiner Mitstreiter gelegentlich, er sei ein »Ein-Buch-Mann« gewesen. Das war richtig. Viehweg hat im Wesentlichen nicht mehr als einen Vortrag publiziert, den er 1950 gehalten und durch Fußnoten und Vorworte zu einer kleinen Schrift aufgearbeitet hatte. Er hat damit Erörterungen ausgelöst, die fast 30 Jahre anhielten, die juristische Methodologie dauerhaft beeinflussten und der »Topikdiskussion« einen festen Platz in der Methodengeschichte der Jurisprudenz des 20. Jahrhunderts sicherten. Dabei war Viehwegs Abhandlung nicht sonderlich elegant und in der Sache weder gründlich noch wirklich überzeugend.

Das einzige Buch von Walter Wilhelm, fünf Jahre nach Viehwegs Vortrag geschrieben, atmte demgegenüber äußerste sprachliche Kultur. Es war tiefgründig und hintergründig zugleich und wurde von den lebendigen Köpfen des Fachs sofort und ohne Widerstand rezipiert. Der große Meisterdenker der Rechtshistoriker, Franz Wieacker, ist in seiner klassischen »Privatrechtsgeschichte der Neuzeit« an einschlägiger Stelle den von Wilhelm vorgedachten Linien sorgsam und bis in die Fußnoten hinein gefolgt. Wilhelms Text ist bis heute unüberholt zutreffend geblieben. Ein komplettes Meisterwerk, auch durch die dickleibigsten Monographien über die gleiche Zeit und denselben Gegenstand nicht in den Schatten zu stellen.

Was nach dem Untertitel (»Die Herkunft der Methode Paul Labands aus der Privatrechtswissenschaft«, Klostermann, Frankfurt am Main, 1958) aussieht, als handle es sich um eine jener unsäglichen Studien und dünnblütigen Exegesen, mit denen geisteswissenschaftliche Mehlwürmer die staubigen Akten der Vergangenheit in der Hoffnung durchwühlen, den »wahren« und »eigentlichen« Urheber eines Gedankens zu finden, den wirklich »Ersten«

zu ermitteln, der dieses und jenes ausgeheckt hat, und sei es auch nur »als Vorläufer« – gerade so, als käme es in der Wissenschaft der Menschheit auf diesen Punkt besonders an, und nicht auf die Frage, wer einen Gedanken warum zur Tat gebracht hat –, was also aussieht wie eine klassische Durchschnittsstudie, war in Wahrheit die zwingende Formulierung einer Einsicht, die heute nahezu banal klingt, damals aber von Illusionen verbrennender Kraft war. Im Kern und in einem Satz: Walter Wilhelm wies die eminent politischen Absichten des programmatisch Unpolitischen nach, enthüllte die verschwiegene Politik des sich selbst alle Politik absprechenden (Rechts-)Positivismus und strafte die immer wieder aufgetischte Juristenpropaganda von der Möglichkeit eines »reinen« Rechts Lügen. Das war in den 50er Jahren eine sensationelle und, besonders für Juristen, eine schwer verdauliche Lehre, deren Verarbeitung manchen bis heute nicht gelungen ist.

Wer eine solche Arbeit geschrieben hat, braucht nichts mehr zu schreiben. Er hat seinem Fach mehr gegeben als andere mit Tausenden von Seiten. Und in der Tat hat Walter Wilhelm danach nicht mehr viel geschrieben. Einige kluge Aufsätze. Ein paar Konzepte. Die juristische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität ernannte ihn, der weder das juristische Assessorexamen abgelegt hatte noch habilitiert war, dennoch ohne Zögern zum Honorarprofessor, so dass wir rangleich in Universität und Institut wirken konnten. Die Studenten verblüffte, verwirrte und verstörte der wortgewaltige Professor, der lange Passagen auf Französisch, Englisch und Italienisch rezitierte, durch chaotisch geistreiche Vorlesungen zur vergleichenden europäischen Rechtsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, die vor ihm lediglich postuliert und die nach ihm in Frankfurt nie wieder gehalten wurden.

Aber aufgezeichnet hat er so gut wie nichts mehr. Der zentrale Band des von Walter Wilhelm entwickelten und geplanten, aber von Coing ins Leben gerufenen »Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte«, in dem nach Wilhelms Vorstellungen die Funktion des klassischen Zivilrechts der Neuzeit als Gesellschaftstheorie dargestellt werden sollte, ist nie erschienen. Dass dem so sein würde, wusste schon 1980, als ich neben Walter Wilhelm als Direktor und Nachfolger von Coing in das Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte eintrat, jeder, außer mir und Walter Wilhelm. Er ahnte es vielleicht, ich nicht.

Dass ich so wenig von ihm wusste, gehört sicher mit zu den Bedingungen unseres Konflikts und unseres Scheiterns als Partner.

Ich wusste nicht, dass die Führung von Amtsgeschäften aller Art, wie sie ein großes und international renommiertes Forschungsinstitut naturgemäß mit sich bringt, ihm zutiefst zuwider war, so vital zuwider, dass er Gremiensitzungen, Besprechungen, Haushaltsberatungen, Aufsichtspflichten und überhaupt allen Kontrollaufgaben systematisch und trotzig aus dem Weg ging. Ordneten sich die Dinge allmählich zum Muster eines kleineren oder auch größeren Skandals, wurde er krank – und zwar wirklich, nicht etwa vorgegeben oder vorgetäuscht. Obwohl er gelegentlich auch davor nicht zurückschreckte in seiner Verzweiflung über seine Zerrissenheit zwischen dem Pflichtgefühl und seinem Ekel vor dessen Konsequenzen.

Ich wusste auch nichts von seiner Abneigung gegen alles Mechanische und Quantitative im Leben wie in der Wissenschaft, nichts von seiner Verachtung der Schreibmaschine oder gar des Computers, die er niemals gegen einen schmalen, weißen Stapel unbeschriebenen Papiers und einen erstmals gespitzen Bleistift eingetauscht hätte, und nichts von seiner Abscheu gegenüber der als bürokratisch und servil verurteilten Gliederung der Wochen nach Terminen und Veranstaltungen.

Und ich wusste schließlich nicht, dass manche seiner Kollegen und Mitarbeiter schon längst die ersten Anzeichen und trüben Signale jener selbstzerstörerischen Alkoholkrankheit beobachtet hatten, die ihn langsam und unerbittlich zu unwürdigsten Maskeraden zwang, seinen Elan bremste, seine Kraft verzehrte und am Ende schließlich sogar seinen Gefäßen die Kraft nahm, das Blut zu behalten.

Als ich die Situation begriff, mich von der Hoffnungslosigkeit aller Heilungsversuche überzeugt hatte, alle Angebote, die Verhältnisse im Stillen und hinter dem breiten Rücken der Max-Planck-Gesellschaft einvernehmlich zu regeln, gereizt und verächtlich zurückerhalten hatte, ließ ich es unfroh und in einer mir auch nach 20 Jahren noch unsympathischen Mischung aus Selbsterhaltungswillen und Ehrgeiz zum Eklat kommen.

Ein gefährlicher und zunächst wenig aussichtsreicher Anlauf angesichts einer wissenschaftlichen Gesellschaft, die Skandale hasst und geneigt ist, im Auslöser den Schuldigen zu suchen, angesichts einer Professorengemeinschaft, deren Fernblick neben dem strah-

lenden Helden nichts anderes wahrzunehmen vermochte als den minderbegabten bössartigen Terrier, und angesichts einer Institutsbesatzung, deren bei weitem größter Teil den Zustand apathischer Unbehelligtheit dem eines anstrengenden Neuanfangs entschieden vorgezogen hätte.

So war es denn eher ein Zufall und gewiss nur dem außerordentlichen Scharfblick eines einzigen Mannes zu verdanken, nämlich dem des damaligen Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Reimar Lüst, dass Walter Wilhelm nach vielen Untersuchungen, Beratungen und Debatten schließlich in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurde und das Institut für europäische Rechtsgeschichte bis zum Eintritt von Michael Stolleis in einen untadeligen Zustand gebracht werden konnte.

Walter Wilhelms wissenschaftliches Leben war mit dieser Affäre und nach dem leidigen, auf seine Entpflichtung gerichteten Verfahren zu Ende. Er schrieb jetzt überhaupt nichts mehr, zog sich aus der Universität zurück und mied sorgfältig alle institutsöffentlichen Auftritte.

Das war vor 20 Jahren. Unser Verhältnis war nach Lage der Dinge irreparabel zerstört. Vom freundschaftlichen »Du« war Wilhelm längst zum distanzierenden »Sie« zurückgekehrt. Unsere Gespräche gehörten endgültig zur Vergangenheit. Ich war, und bin ihm, uneingeschränkt dankbar für die zahlreichen Lehrstunden. Aber er sah mich in die kalte Welt des Erfolgsmanagements versetzt und wollte seine Tür nicht mehr öffnen.

Zunächst kam er noch mit einer gewissen Unregelmäßigkeit ins Institut und begleitete dessen rasche Entwicklung vor den Ohren der verbliebenen Getreuen mit ironisch-sarkastischen Kommentaren, denen der frühere Witz noch keineswegs völlig abhanden gekommen war. Die noble Großmut der Max-Planck-Gesellschaft, die auch im Enttäuschungsfalle ihren Mitgliedern Sekretariat und Ausstattung belässt, konnte jedoch die Lage nicht mehr wirklich bessern oder wenigstens stabilisieren. Auch weil Besserung und Stabilität nicht gewollt war.

Ein Mann, als Einzelner ausgestattet mit allen Gaben, die die Natur sonst geizig auf Viele zu verteilen pflegt, hat diese Gaben nur im Ansatz genutzt, sein Leben, auf das sich Bewunderung und beträchtliche Hoffnungen gerichtet hatten, mit großer Geste pathetisch verschleudert. Tragisch nennt man mit Vorliebe das Schicksal von Personen, die in subjektiv ausweglose Konstellationen geraten.

Walter Wilhelm war in einer solchen Situation. Wie er dahin gekommen ist, dafür gibt es sicherlich mancherlei Erklärungen. Schlichte und komplizierte. Sie müssen hier nicht ausgebreitet werden. Warum er auch tat, was er tat, er hatte zweifellos ein Recht dazu. Dass sein Umgang mit seiner Lage für den Beobachter auch komische Züge trug, rechtfertigt kein Lachen.

Nach der Berufung von Michael Stolleis an das Institut erschien er nur noch selten. Langsam wurde er zu seinem Schatten, der an Feiertagen oder spät am Abend in den Gängen des Instituts den Schein einer Anwesenheit hervorrief und seiner Vergessenheit keinen Widerstand entgegensetzte. Auch ich habe, wie alle anderen, ihn allmählich aus den Augen verloren.

Zuletzt sah ich ihn bei der Beerdigung von Michael Klostermann, dem feinsinnigen Verleger, Walter Wilhelm und mir sehr zugetan und abberufen, als er sich eben anschickte, die Früchte seiner Mühen einzubringen. Wilhelm saß in der letzten Reihe. Ordensverleihungen und Vernissagen, Festempfänge und Beerdigungen sahen ihn – wenn überhaupt – häufig an dieser Stelle. Er liebte die letzten Reihen. Lieber Beobachter als Beobachteter. Noch etwas, das wir gemeinsam hatten. Wir tauschten einen freundlichen Gruß und setzten uns nebeneinander. Es war das letzte Mal. Es gab einen Händedruck und ein Hauch von Johnny Walker verwehte.

Jetzt ist er gestorben. Einsam, verblutet in der Badewanne, die er liebte. In die er sich gern und häufig zur Trias aus Käse, Whisky und Zeitung begab. Ein sanfter Tod, vermutlich. Er wird ihn aber gespürt haben, denn das Blut verlässt den Körper nur langsam. Wenn dem so war, dann hat er zweifellos mit einer großen und eleganten Geste eingewilligt in den Abschied.

**Dieter Simon**